



Die Perspektive eines Kindes aus einer Regenbogenfamilie

Lena Herrmann-Green

In der heutigen Gesellschaft gibt es die Möglichkeit, auf viele Arten Kinder zu bekommen, und es gibt unterschiedliche Familienformen. Eine der ‚neueren‘ Familienformen, die man sowohl in den Medien als auch im echten Leben immer häufiger sieht, sind Regenbogenfamilien. Dies sind Familien mit Eltern, die sich als schwul oder lesbisch identifizieren. Aber auch hier sind die Art und Weise, wie die Kinder entstehen, divers, wie z. B. durch Adoption, durch Annahme eines Pflegekinds oder durch Insemination. Bei der Insemination gibt es die Unterscheidung zwischen anonymem/„Nein“-Spender und bekanntem/„Ja“-Spender, d. h. dass das Kind mit 18 Jahren erfahren kann, wer der Spender ist.

Ich heiße Lena, bin 23 Jahre alt, spiele Fußball, rede gerne über politische Themen, und Reisen ist meine absolute Leidenschaft. Ach ja, genau, und ich komme aus einer Regenbogenfamilie. Genauer genommen habe ich zwei Mütter und zwei jüngere Geschwister, die mittlerweile aber viel größer sind als ich. Meine Eltern sind nach langer Überlegung zu der bewussten Entscheidung gekommen, meine Geschwister und mich mit Hilfe anonymen Samenspende zu bekommen. Mein Bruder, meine Schwester und ich haben unterschiedliche Samenspenden, unterschiedliche Religionen, teilweise unterschiedliche Nationalitäten – dennoch sind wir eine Familie. In Deutschland und auch weltweit gibt es tausende von Kindern, die so aufgewachsen sind wie ich, sodass man seit einiger Zeit von einem „Gayby“-Boom spricht. Ich erzähle hier von mir, aber ich möchte betonen, dass ich nicht für alle sprechen kann und das, was ich hier schreibe, meine Perspektive ist.

Mein ganzes Leben lang wurden mir immer wieder Fragen zu meiner Familie gestellt. Mittlerweile verstehe ich, wo die Fragen herkommen und dass es für die Gesellschaft etwas Neues ist. Aber als Kind habe ich mir nie erklären können, was an meiner Familie so anders sein sollte. Meine Eltern kümmerten sich um mich genauso, wie die Eltern meiner Freunde sich um sie kümmerten.

Unsere Ferien verbrachten wir in den Alpen beim Skifahren oder mit Zelten am Lago Maggiore. Zu Hause wurde sowohl Englisch als auch Deutsch gesprochen, weil eine meiner Mütter Amerikanerin ist und die andere Deutsche. Dadurch hatte ich in der Schule in Englisch einen großen Vorteil oder konnte meinen Freunden immer die neuesten Charts übersetzen, was ziemlich cool war. Wir Geschwister sind meist harmonisch miteinander gewesen, aber es gab auch Tage an denen mein Bruder mir auf die Nerven ging, meine Schwester uns alle mit ihrer schlechten Laune „beglückte“ und meine Unordnung alle in den Wahnsinn trieb. Auch sonst hatten wir ein ganz normales Familienleben, welches sich nicht von dem anderer unterschied. Und trotzdem musste ich in meiner Kindheit und muss ich heute noch immer wieder meine Familienform erklären und teilweise auch rechtfertigen. In den meisten Fällen sind die Fragen nicht böswilliger Natur, sondern einfach eine Mischung aus Neugier und Unwissenheit.

Meine Mütter versuchten mich aber als Kind so gut wie möglich auf Fragen vorzubereiten, die mir im Kindergarten oder in der Schule gestellt werden könnten. Es waren Rollenspiele, bei denen meine Eltern als Klassenkameraden die Fragen stellten und ich unterschiedliche Antworten geben konnte, um dann zu schauen, was sich für mich am besten anfühlte. Dadurch habe ich mich dann später sehr gestärkt gefühlt. Jedoch wussten wir anfangs nicht, auf was für Fragen man sich einstellen sollte oder was die Kinder wirklich beschäftigten würde. Im Kindergarten und in der Grundschule übernahmen meine Eltern die Familienerklärung gegenüber den Erziehern und Lehrern. Nach meiner Einschulung gingen sie sogar in die Klasse und hielten eine ganze Schulstunde über das Thema Regenbogenfamilien und gaben den Kindern Raum über alles zu reden, was sie interessierte. Sie haben sich auf unglaublich komplizierte Fragen eingestellt, aber was dann in der Realität kam, war „Gibt es bei euch auch Spaghetti?“ oder „Wer geht dann mit dir

Skifahren?“. Die erste Frage bringt mich bis heute zum Lächeln, denn so etwas hat wirklich niemand erwartet. Bei der zweiten Frage erkennt man hingegen einfach bestimmte Geschlechtervorstellungen oder Rollenbilder in Familien, die Erwachsene haben und Kinder reproduzieren. Man muss nicht männlich sein, um sportlich zu sein oder um Skifahren zu gehen. Man muss genauso wenig weiblich sein, um ein fürsorglicher und gefühlvoller Elternteil zu sein. Auf dem Gymnasium konnte ich problemlos meine Familienform erklären, was aber oft gar nicht mehr nötig war, da meine besten Freunde meine Familie kannten und oft selber das Erklären übernahmen. Meine Familie war dann vielleicht für einen Tag das Top-Thema in der Klasse. Nachdem mindestens jeder Zweite mein geliebtes „Hä, wie geht das?“ von sich gegeben hatte und ich meine „Lieblingsfragen“ beantworten durfte, waren am nächsten Tag die Kandidaten von *Deutschland sucht den Superstar* schon interessanter.

Ich hatte nie große Probleme und habe nie gemeine Kommentare abbekommen, obwohl das viele Außenstehende meiner Familie vorhergesagt haben. Wenn man mit einer Selbstverständlichkeit und Offenheit über seine Familie redet, dann gibt es gar keinen Raum für Negatives. Meine Familienform ist keine Schwäche. Mit der Zeit habe ich bemerkt, dass es sogar eine Stärke ist. Viele Freunde und Bekannte, die nicht der Norm entsprechen und sich irgendwie anders gefühlt haben, öffneten sich mir gegenüber und fühlten sich bei mir wohl. Sie haben das Gefühl, bei mir vorurteilsfrei sie selbst sein zu können. Manchmal stecken wir viel zu viel Energie da rein, reinzupassen, obwohl das Leben viel freier und bereichernder ist, wenn man seine Einzigartigkeit auslebt und seinen eigenen Weg geht. Denn, wenn wir ehrlich sind, ist doch keiner von uns wirklich „normal“ und das Leben macht viel mehr Spaß, wenn man sich selbst ist. Für meine Eltern war zum Beispiel die Entscheidung, als lesbisches Paar Kinder von einem anonymen Samenspender zu bekommen, mit Sicherheit nicht einfach.

Vor allem gab es zu der Zeit kaum andere Familien, die diesen Weg eingeschlagen haben. Entgegen dem Rat vieler Menschen gingen sie trotzdem den schwereren, aber für sie richtigen Weg, der sie dann schlussendlich bereicherte. Ich weiß, dass es unglaublich Mut kosten kann, man selbst zu sein. Jedoch ist es das, was einen am Ende wirklich erfüllt.

Wenn ich nun aber jemandem sage, dass ich zwei Mütter habe, gibt es einige Sätze und Fragen, die ich immer wieder höre. Ich nenne sie „meine Lieblingsfragen“, die sich komischerweise kein bisschen über die letzten 23 Jahre geändert haben. Sowohl Kinder als auch Erwachsene reagieren manchmal mit einem verwirrten oder auch sehr überzeugten „Zwei Mütter? Das ist unmöglich!“. Da viele noch nie von einer Regenbogenfamilie gehört haben, musste ich schon als kleines Kind erklären, dass das sehr wohl möglich ist und meine Familienform ein Teil der heutigen Gesellschaft ist. Wenn nun die erste Verwirrung überwunden ist und ehrliches Interesse entsteht, kommt die „Meisterfrage“: „Wie ist es zwei Mütter zu haben?“. Egal wie sehr ich mich mit dieser Frage beschäftige, fällt es mir wirklich schwer, sie zu beantworten. Ich weiß nämlich nicht, wie es ist, *nicht* mit zwei Müttern aufzuwachsen. Es ist ein ganz normaler Teil von mir, den ich, wie schon erwähnt, weder als etwas besonders Aufregendes noch als etwas anderes empfinde. Wie ist es denn, einen Vater und eine Mutter zu haben? Abgesehen davon, dass ich am Muttertag doppelte Arbeit habe und mich am Vatertag entspannen kann, wüsste ich nicht, was ich dazu sagen kann.

Ein Thema liegt mir besonders am Herzen und zwar das der Blutsverwandtschaft. Auf die Frage, welche denn die „richtige“ Mutter sei, reicht die kurze Antwort „beide“ den meisten nicht. Selbst wenn sie kurz lachen, haken sie nach, denn das ist nicht, worauf sie hinaus wollten. Eine *richtige* Mutter ist für mich die, die morgens vor der Schule mit mir aufstand und beim Frühstück an meiner Seite saß. Die, die mich beruhigte, als ich vor meinen Klassenarbeiten nervös war oder mich zum

Arzt brachte, selbst wenn es drei Uhr nachts war. Die, die mich bis heute bedingungslos unterstützt, meine Träume zu erfüllen und mich nach jeder neuen Reise zu Hause mit offenen Armen empfängt. Und ja, genau das sind bei mir meine beiden Mütter. Es sind Vertrauen und Liebe, welche die Beziehung zwischen Eltern und Kindern ausmachen, und nicht das Geschlecht oder die DNA. Ich kann von ganzem Herzen sagen, dass die Liebe, die ich zu beiden Müttern empfinde, die gleiche ist. Es gibt natürlich Themen, die ich mit einem Elternteil lieber bespreche, und andere Themen, mit der die andere besser umgehen kann. Aber so wäre es sicher auch, wenn ich einen Vater und eine Mutter hätte. Trotzdem versucht mein Umfeld meist herauszufinden, welche meine leibliche Mutter, also die „richtige“ Mutter ist, um uns besser einordnen zu können. Ich sehe zum Beispiel auf dem ersten Blick meiner sozialen Mutter viel ähnlicher als meiner leiblichen. Daher wird meiner sozialen Mutter und mir regelmäßig mit Begeisterung erzählt, dass ich ihr wie aus dem Gesicht geschnitten bin und man sofort merkt, dass ich ihre Tochter bin. Solche Situationen zeigen deutlich, wie die Umgebung versucht, einen in bestimmte Schubladen zu stecken, und das wahrnimmt, was sie selber meint zu sehen. Sie sucht verzweifelt nach Gemeinsamkeiten zwischen der leiblichen Mutter und dem Kind und Unterschieden beziehungsweise Problemen zwischen dem Kind und der sozialen Mutter.

Es wird mir in den ganzen Diskussionen wirklich viel zu viel über die Wichtigkeit des genetischen Aspekts geredet. Oder auch das für mich unverständliche Gerede darüber, dass jedes Kind für eine gute Entwicklung einen Vater braucht und seine Wurzeln kennen muss, um sich selber zu kennen. Was für Probleme soll ich denn mit meinen Wurzeln haben? Ich bin doch kein Baum! Selbst wenn ich den Samenspender treffen würde, würde ich ja nicht meinen Vater kennenlernen, denn diese Rolle hat er nie gehabt; ich müsste ihm einen Platz in meinem Leben geben, den es nicht gibt. Ich habe wahrscheinlich

die gleiche Nase wie er, wofür ich ihm sehr dankbar bin, denn die Nase meiner leiblichen Mutter ist definitiv viel zu groß. Möglicherweise ist er blond und hat blaue Augen genau wie ich. Bestimmt ist er ein sehr netter Mensch, weil er meiner Familie geholfen hat, mich zu bekommen, aber vielleicht ist er auch etwas seltsam, ich meine, wer spendet schon Samen? Was ich damit sagen will ist, dass es ganz interessant sein kann, jemanden zu sehen, der die gleichen Augen oder Gesichtszüge hat, aber was die Beziehung zwischen Eltern und Kindern ausmacht ist viel mehr und tiefer. DNA macht einen nicht unbedingt zur Familie, und man kann sich sehr wohl komplett und erfüllt fühlen, auch wenn man keine Vaterfigur hat. Anstatt Familie immer wieder auf Blutsverwandtschaft zu reduzieren, sollte man schauen, ob das Kind in Liebe aufwächst, und das Selbstverständnis der Familie betrachten. Wenn die soziale Mutter sich von Anfang an nur an zweiter Stelle sieht und sich nicht als die „richtige“ Mutter fühlt, wird das natürlich auch auf das Kind übertragen. Die Beziehung wird dann folglich anders sein als die Beziehung, die das Kind zur leiblichen Mutter hat. Das wird dann meist dadurch erklärt, dass sie nicht verwandt sind, aber ich meine, dass es eine Konsequenz des zurückhaltenden Verhaltens der sozialen Mutter ist. Wenn die Mütter sich unterschiedlich verhalten, dann wird sich das Kind auch unterschiedlich verhalten, und das ist eine Folge der Rollenidentität der Eltern und nicht der DNA. Damit will ich allen sozialen Müttern Mut machen, sich von Anfang an als Mutter zu fühlen und sich zu trauen, mit einer Selbstverständlichkeit und ohne Zweifel gemeinsam Eltern zu sein.

„Haben Sie schon überlegt, was das für die Kinder bedeutet? Es ist ja schön und gut, dass man heutzutage auf unterschiedlichste Art und Weise Kinder bekommen kann, aber es sind dann die Kinder, die darunter leiden!“ Solche Sätze und viele andere kommen oft in Diskussionen vor, die die Familienplanung mit Hilfe Dritter betreffen. Es ist eine gute Eigenschaft einer Gesellschaft, sich um das

Wohl der Kinder zu sorgen und politisch und moralisch vertretbare Taten daran festzumachen, ob es den Kindern gut geht. Jedoch muss hier aufgepasst werden, dass das Argument des *Wohles der Kinder* nicht missbraucht wird, um homophobe Argumente zu vertreten und Entwicklungen entgegenzuwirken. Es gibt seit 30 Jahren Familienforschung, die nachweist, dass es den Kindern in Regenbogenfamilien gut geht. Zudem würde das auch jeder Politiker, jeder noch so religiöse Mensch oder auch ein ganz durchschnittlicher Bürger bemerken, wenn er sich die Zeit nehmen würde, offen und mit ehrlichem Interesse den Alltag von Regenbogenfamilien kennenzulernen, selbst wenn es nur für eine halbe Stunde ist.

Auch wenn sich in den letzten Jahren sehr vieles positiv in Richtung Akzeptanz gegenüber der LGBTTIQ-Community bewegt hat, ist sie immer noch eine diskriminierte Minorität. Diskriminierte Minoritäten bringen oft das Doppelte an Energie auf, um gut zu sein, damit mögliche Kritiker einem ja nichts anhaben können. Überspitzt nenne ich das „The pressure to be perfect“-Syndrom. Weil Regenbogenfamilien noch nicht überall völlig akzeptiert sind, stehen sie unter besonderer Beobachtung. Sind die Eltern gute Eltern? Geht es den Kindern gut? Haben sich die Kinder gut entwickelt?

Jedoch bedeutet das für die Familien, dass, sobald ein Kind irgendwie auffällig ist, dies meist darauf zurückgeführt wird, dass die Eltern homosexuell sind. Wenn eine Tochter schüchtern ist, wird angenommen, dass es daran liegt, dass sie zwei Mütter hat. Oder wenn ein Sohn weint und Gefühle zeigt, dann ist es, weil ihm die Vaterfigur fehlt. Aber vielleicht ist die Tochter einfach introvertiert, und der Sohn ist gut darin seine Gefühle zu zeigen. Wir sind nicht nur ein Produkt unserer Eltern.

Damit für die Außenwelt Regenbogenfamilien „gute Familien“ sind, müssen die Kinder „normal“ sein. Demnach sollte es ein Kind sein, welches sozial kompetent, emotional stabil, selbstverständlich heterosexuell ist und am besten nur Einser-Noten schreibt,

ohne natürlich ein Streber zu sein. Jedoch haben Regenbogenfamilien genauso schüchterne oder problematische Kinder wie jede andere Familie auch, und das muss nichts mit ihrer Familienform zu tun haben. „Perfekt sein“ ist für mich in keiner Weise erstrebenswert und ziemlich unrealistisch. Dennoch ist der Druck, unter dem die Familien stehen, nicht zu unterschätzen. Vor allem sind nicht nur die homosexuellen Eltern diesem Druck ausgesetzt; wen es besonders trifft, sind die Kinder. Wenn die Kinder sich gut entwickeln, kann das die politische Entwicklung und die Denkweise der Umgebung gegenüber Regenbogenfamilien positiv beeinflussen. Genauso können zum Beispiel normale rebellische Phasen eines Kindes diskriminierende und homophobe Einstellungen verfestigen und einer Gleichstellung der Familien entgegenwirken.

Ich jedenfalls habe ein paar negative und viele positive Charaktereigenschaften, aber das ist nicht wegen meiner Eltern, sondern weil das einfach ich bin. Die Denkweisen unserer Umgebung können wir nur bedingt beeinflussen, aber wenn man sich als Person bewusst ist, dass es diesen Druck gibt, kann man es entspannter nehmen und sich selber davon lösen.

Als Familie geht man zusammen durch Höhen und Tiefen, und eine der Tiefen war, als sich meine Mütter trennten, als ich 13 Jahre alt war. Mir wurde immer vorgelebt, dass Liebe Familie ausmacht und das ist, was einen zusammenhält und verbindet. Während der Trennung und eine Weile danach nahm ich Abstand von dem Thema Regenbogenfamilien und wollte auch keine Fragen mehr beantworten. Alles, was ich über Familie und Zusammenhalt gelernt habe, schien irgendwie auf den Kopf gestellt und nicht mehr zutreffend. Aber es gab eine Sache, die ich während der ganzen Zeit nie infrage gestellt habe, und zwar, dass meine Geschwister meine Geschwister sind und wir durch diesen Abschnitt gemeinsam gehen werden. Und auch die Beziehung zu meiner sozialen Mutter wie auch zu meiner leiblichen Mutter hat sich durch die Trennung nicht geändert. So musste

ich lernen, dass, auch wenn Liebe in einer Familie da ist, Eltern sich trennen, und dass es das auch bei Regenbogenfamilien gibt. Und falls bis hierhin sich manche Leute immer noch wundern: Nein, es hat nichts damit zu tun, dass sie lesbisch sind, sie sind einfach genau so wenig perfekt wie jede andere Familie auch.

Als Kind braucht man Ehrlichkeit, Offenheit und Klarheit über die eigene Familie und Familiensituation. Ein Kind hat kein Problem zu erfahren, dass es zwei Mütter hat oder dass die Eltern schwul oder lesbisch sind. Denn das Kind hat noch nicht in einer Gesellschaft gelebt, die ihm beigebracht hat, dass Homosexualität etwas Unnormales oder gar Schlechtes ist. Das Kind weiß noch nicht, dass es Personen gibt, die Regenbogenfamilien nicht kennen oder sogar strikt ablehnen. Es sind Erwachsene, die bereits in einer homophoben Gesellschaft aufgewachsen sind, die diese Themen als schwierig ansehen. Sie haben alte Traditionen und homophobe Denkweisen vorgelebt bekommen und können den Umgang mit Homosexualität als eine Herausforderung empfinden. Aber ein kleines Kind lernt jeden Tag Neues über die Welt kennen, und die eigene Familie ist ein Teil von dem, was es mit Neugier und vorurteilsfrei aufnimmt.

Als ich als Kleinkind meine Familie als selbstverständlich empfand, wurde meinen Eltern von Außenstehenden versichert, dass die großen Probleme aufkommen werden, wenn ich in den Kindergarten komme und andere Familien und Kinder kennenlerne. Als dort dann immer noch alles gut war, hieß es, dass ich in der Grundschule und später auf dem Gymnasium mit den echten Problemen konfrontiert werde. Jedoch war dann immer noch alles gut, und jetzt wird mir gesagt, dass ich, wenn ich heirate oder Kinder habe, bemerken werde, was mir in meiner Kindheit wirklich gefehlt hat. Ehrlich gesagt, glaube ich, dass ich die großen Lücken in meinem Leben dann realisieren werde, wenn ich ins Alterstheim komme. Wenn es bis dahin nicht mit den großen Problemen geklappt hat, dann

kommen sie vielleicht endlich, wenn ich im Grab liege.

In einigen Köpfen besteht die Befürchtung, dass es mehr homosexuelle Kinder gibt, wenn Schwule und Lesben Kinder haben. Ich bezweifle stark, dass die sexuelle Orientierung genetisch verursacht ist, denn meine lesbischen Eltern sind ja auch bei meinen Großeltern, die sehr hetero sind, aufgewachsen. Obwohl die Familienform keinen Einfluss auf die sexuelle Orientierung der Kinder hat, kann die Einstellung der Eltern sehr wohl den Umgang der Kinder mit ihrer eigenen sexuellen Orientierung beeinflussen. Meine Freunde zum Beispiel, die mit einem Vater und einer Mutter aufgewachsen sind, hatten für ihre Zukunft immer die Vorstellung, selber in einer Hetero-Beziehung zu leben, selbst als sie erst zwölf Jahre alt waren. Ich hingegen wusste sehr lange nicht, in was für einer Beziehung ich später leben würde, und konnte mir beides vorstellen, bis ich für mich bemerkte, dass ich hetero bin. Meine Eltern vermittelten mir jedoch immer die Freiheit, mich selber entscheiden zu können, was für mich ein sehr entspannter und beruhigender Umgang war. Der Prozess des Outings kann jedoch auch in eine andere Richtung gehen. Manche Kinder von homosexuellen Eltern hatten große Probleme, sich selber als homosexuell zu outen. Das kann ich sehr gut nachvollziehen, weil man ja nicht genau dem Vorurteil entsprechen will, gegen das man sich die ganzen letzten Jahre ausgesprochen hat. Manche Personen nehmen dann an, dass die lesbischen Eltern das Kind lesbisch erzogen haben, was völliger Quatsch ist. Wobei es mich ganz schön interessieren würde, wie es möglich ist, jemanden lesbisch oder hetero zu erziehen; damit würde ich ängstlichen homophoben Eltern sicherlich helfen können. Aber selbst wenn es nur noch Homosexuelle gäbe, dann wäre es genauso in Ordnung, wie wenn es nur Heteros gäbe. Durch die Rechtfertigung, dass Homos auch Hetero-Kinder bekommen können, wird wieder die unbewusste internalisierte Homophobie sichtbar: die Befürchtung, dass es ja zu viele Homosexuelle geben könnte.

Wenn es der Gesellschaft und den Politikern wirklich um das Wohl der Kinder geht, sollten sie nicht Schwule und Lesben als gute Eltern hinterfragen, sondern eine Umgebung schaffen, in der sie genauso Eltern sein können wie alle anderen. Natürlich können es Kinder von Regenbogenfamilien ab und an etwas schwerer haben als andere. Aber bei Ausländern sagt auch niemand, dass sie keine Kinder haben sollten, nur weil sie im Alltag auf Hürden stoßen könnten. Es wird versucht, die Probleme zu verringern und Diskriminierung entgegenzuwirken. Wenn eine Befürchtung um das Wohl der Kinder ist, dass sie diskriminiert werden könnten, dann hat sich die diskriminierende Gesellschaft zu verändern und nicht die Familien, die diskriminiert werden.

Ich wünsche mir für die Zukunft eine Gesellschaft, die Diversität schätzt und sie mit

allen ihren Facetten lebt. Eine Gesellschaft, in der jeder Jugendliche das Gefühl hat, offen, ohne Vorurteile und frei entscheiden zu können, wie er lebt und wen er liebt. Kinder sollten nicht nachdenken müssen, ob oder wem sie von ihren lesbischen Müttern oder schwulen Vätern erzählen. Sie sollten mit der gleichen Selbstverständlichkeit über ihre Familie reden können, ohne hinterfragt zu werden oder sich erklären zu müssen. Außerdem hoffe ich, dass wir bald über den Punkt hinweg sein werden, an dem Familie auf Genetik reduziert wird, denn was zählt, ist die Liebe. Ich bin unglaublich stolz auf jede Person in der LGBTTIQ-Community, die den Mut hat, sie selbst zu sein. Diversität ist die Realität unserer Familien, unserer Freundeskreise und unserer Gesellschaft. Lasst sie uns wertschätzen.